

Ticket in die Freiheit

Das Virus wird noch sehr lange unter uns sein. Besser, wir gehen kreativ mit der Situation um

CHRISTIAN SEIDL

Erst am vergangenen Sonnabend hatte die Berliner Landesregierung ein ganzes Paket neuer Corona-Regeln beschlossen, und nun sollen die Vorgaben noch mal verschärft werden. Es ist müßig, die Sache hier im Einzelnen aufzudröseln – seit Mitte Dezember hängeln wir uns von Lockdown-Etappe zu Lockdown-Etappe, der Lockdown ist praktisch zum Dauerzustand geworden – und der Weg dabei immer mehr zum Ziel. Oder glaubt jemand ernsthaft daran, dass nach alldem gelebten Unvermögen der Regierenden in den vergangenen Wochen noch irgendwie mit einer Strategie um die Ecke kommt, wie die steigenden Infektionszahlen einzudämmen sind?

Insbesondere die sogenannten Ministerpräsidentenkonferenzen, diese nächtlichen Runden, in denen die Länderchefs und Länderchefinnen mit der Bundeskanzlerin darüber beraten, was getan werden muss, sind nichts mehr als Symbolpolitik. Fällt da eigentlich irgendjemandem irgendwas ein – außer dem gewiss harten Lockdown einen jetzt aber leider noch ein bisschen härteren Lockdown folgen zu lassen? Bisschen wenig,



Christian Seidl GERALD VON FORIS

Nach einem Jahr in diszipliniert ertragener sozialer Isolation und emotionaler Armseligkeit hätte man mehr verdient: Konzept, Kreativität, Perspektive. Das Ganze erinnert ein wenig an die deutsche Fußballnationalmannschaft unter Rudi Völler, als mit jedem Spiel dem absoluten Tiefpunkt ein noch tieferer Tiefpunkt folgte. Ein Albtraum!

Gerade die fehlende Perspektive ist ein Problem: Davon, dass wir in absehbarer Zeit alle „durchgeimpft“ sein werden, traut sich sowieso niemand mehr zu reden. Auch die Beschwörung: „Wenn wir die paar Wochen jetzt noch überstehen, dann sind wir im Frühjahr, im Sommer, im Herbst überm Berg“, klingt nur mehr wie genau das – eine Beschwörung. Man muss es aussprechen: Was wirklich nötig wäre, müsste über alle bestehenden Corona-Verordnungen hinausgehen – wäre aber nur in einem totalitären Überwachungsstaat durchsetzbar. Also muss man Alternativen zum Lockdown entwickeln. Denn sind wir mal ehrlich: Das Virus wird noch sehr lange unter uns sein, vermutlich so lange, bis annähernd jeder damit in Berührung gekommen ist. Wir werden kreativ damit umgehen müssen.

Einer, der das tut, ist Boris Palmer, der Oberbürgermeister von Tübingen. Dort ist schon seit Mitte März möglich, was nicht mehr möglich schien: Kneipen, Restaurants und Cafés dürfen öffnen, die Menschen dürfen in der Innenstadt shoppen gehen, abends ins Theater, ins Kino. Die Voraussetzung: ein negativer Corona-Schnelltest, der als digitales Tagesticket bescheinigt wird. Dafür kann man sich an neun Stationen in der Tübinger Innenstadt kostenlos testen lassen. Binnen 20 Minuten hat man das Ergebnis – und im Zweifelsfall sein Ticket in die vorübergehende Freiheit. „Öffnen mit Sicherheit“ heißt das Modellprojekt, das bis Mitte April laufen soll und von der Universität Tübingen wissenschaftlich begleitet – und bundesweit aufmerksam beobachtet wird. Halten sich die Infektionszahlen in Grenzen – Zwischenergebnis: Sie steigen durchaus, bleiben aber deutlich unter dem Langeniveau –, wollen etliche Städte nachziehen.

Auch Berlin, wo der Bezirk Mitte derzeit gemeinsam mit der IHK ein Konzept zumindest für Restaurantbesuche entwickelt. Noch ist das Ganze in der Konzeptionsphase, aber auch hier soll eine spezielle Diagnose-App nach einem negativen Corona-Test als Art Tagespass genutzt werden. Und auch hier soll das Projekt wissenschaftlich begleitet werden. Schon im Mai könnte ein Testlauf starten – vorausgesetzt, die Sieben-

Um mehr geht es nicht, als die ein Jahr lang in dumpfer Duldsamkeit ertragene Krise mit einem Funken Zuversicht zu verstehen.

Tage-Inzidenz sinkt bis dahin auf ein vertretbares Maß: Mit etwas über 140 ist sie noch annähernd doppelt so hoch wie in Tübingen.

Eiserne Disziplin also bis Mitte Mai, um dann vielleicht mal wieder an der Normalität zu schnuppern respektive einem Schweinebraten im Biergarten unserer Wahl – das ist doch wenigstens mal eine Perspektive. Um mehr geht es doch gar nicht, als die nun ein Jahr lang in dumpfer Duldsamkeit ertragene Heimsuchung wenigstens mit einem Funken Tröstung und Zuversicht zu verstehen. Ostern ist für so was nicht der schlechteste Zeitpunkt.

Wohin soll das führen?

Der „Öffnungsneid“ befeuert eine falsche Vorstellung vom Leben mit dem Virus

MIRAY CALISKAN



Miry Caliskan

PAULUS PONIZAK

Es ist aber irre zu glauben, dass bei derartigem Infektionsgeschehen – wenn die Fallzahlen von Tag zu Tag steil steigen, die Intensivstationen von Bett zu Bett mehr überlastet werden –, lokale Öffnungsstrategien den ultimativen Weg aus dem Lockdown aufzeigen sollen. Das tun sie nicht. Es ist ein Versuch, der nicht einfach mal so auf andere Regionen, oder ganz Deutschland, übertragen werden kann. Trotzdem wollen mehr als 100 Städte das Modell ausprobieren. In einer Phase, wo eine ansteckendere Virus-Mutation verstärkt junge Menschen (und Kinder) befällt, sich mit Freifahrtscheinen rühmen? Wohin soll das führen?

Die Bevölkerung bekommt durch den „Öffnungsneid“ eine falsche Vorstellung davon, was es heißt, mit dem Virus zu leben. Die eingesetzten Schnelltests für mehr Normalität picken hochinfizierte Menschen, also Superspreader, heraus, ja. Infektionsketten wer-

Sich mit Freifahrtscheinen rühmen, während eine ansteckendere Mutation verstärkt Kinder befällt? Nein!

den dadurch schneller durchbrochen. Besonders sinnvoll ist ihr Einsatz in Schulen, Kitas und Pflegeeinrichtungen. Schnelltests sind aber nicht dafür da, sich negativ „frei zu testen“. Das glauben viele. Sie lassen flugs die Masken fallen, halten sich nicht mehr an die Abstandsregeln. Das kann man auch auf den vielen Fotos sehen, die in Tübingen aufgenommen wurden. So kommt es zu weiteren Ansteckungen, die glücklich in Kauf genommen werden.

Viele haben kein Vertrauen mehr in die Politik, halten sich vielleicht nicht mehr freiwillig an die Regeln. Ich spreche hier von Leuten, die monatelang verzichtet und ihre Familien und Freunde nicht gesehen haben. Sie haben es satt. Und wer könnte es ihnen übel nehmen? Ich jedenfalls kann das nicht.

Die Bundesregierung hat mit ihrer Ideenlosigkeit, dem Impftempo in Schneekengeschwindigkeit und der wohl miserablen Krisenkommunikation aller Zeiten dafür gesorgt, dass wir da gelandet sind, wo wir heute stehen. Mitten in der dritten Welle. Brechen können wir sie nicht, indem wir verlangen, dass schneller geimpft wird. Oder es eine bessere Kontaktverfolgung geben muss – das tun wir schon seit langem. Sondern nur, indem wir individuell handeln und nicht erst darauf warten, dass Politikerinnen und Politiker einen harten Shutdown durchsetzen.

Ich bin mir sicher, dass die meisten von uns den Kampf nicht aufgegeben haben und ihren eigenen, kleinen Lockdown durchziehen. Sich solidarisch verhalten und sich weiterhin isolieren – eben kein unnötiges Risiko eingehen, indem sie für ein Radler im Biergarten oder ein paar Jeans quer durch Berlin zu den Testzentren fahren und danach in die Innenstädte strömen. Ihnen ist bewusst: Es geht um unsere eigene Gesundheit, um die unserer Kinder, unserer Partnerin oder unseres Partners, es geht um unsere Eltern und Großeltern, um unsere Geschwister, Nachbarn und Freunde. Es geht um Leben und Tod.

Tübinger Modell in Berlin?

Die ostdeutsche Linie

Wie ich einmal versuchte, in den ARD-Presseclub eingeladen zu werden



SABINE RENNEFANZ

nasit, gebürtig aus Pankow, und die Journalistin Cerstin Gammelin, geboren im sächsischen Freiberg. Wir kamen mit dem Moderator und den anderen Gästen auf eine Quote von über 40 Prozent. Ich weiß nicht, ob es das schon mal beim Kommentatoren-Talk gegeben hat. So eine hohe Ost-Quote kommt sonst bei Gesprächsrunden im Radio und Fernsehen höchstens zustande, wenn es um Themen wie die Stasi oder die AfD geht. Diesmal ging es um die Pandemie.

Danach fuhr ich gut gelaunt durch die Stadt. Ich war kurz davor, dem Organisator der Runde Blumen zu schicken. Und Schmidt-Chanasit und Gammelin wollte ich am liebsten gleich zur Teilnahme gratulieren. Mein Überschwang war mir gleichzeitig peinlich. Es wirkte verzweifelt. Dabei sollten Ostdeutsche, Frauen zumal, bitte souverän wirken, wie Angela Merkel früher. Ostdeutsche und die Medien, das ist eine komplizierte Geschichte. Eher nicht so souverän.

Vor einiger Zeit bin ich einmal gefragt worden, ob ich in den ARD-Presseclub möchte, Thema sei die Bezie-

hung zu Russland. Ich war aufgeregt, ich bin mit dem Presseclub aufgewachsen, meine Oma hat die Sendung geliebt. Einmal lief Presseclub, als ich sie besuchte, ich hatte gerade meinen ersten Job als Redakteurin angefangen. „Wann wirst du endlich eingeladen“, fragte sie. Ich vertröstete sie und bat um Geduld.

Seitdem sind 20 Jahre vergangen, meine Oma lebt nicht mehr. Ostdeutsche sind nach wie vor eine Rarität im Presseclub, was damit zu tun hat, dass meist Chefredakteure oder leitende Redakteure der Leitmedien eingeladen werden. In den Führungsetagen der bundesrepublikanischen Leitmedien sind aber so gut wie keine Ostdeutschen zu finden, konnte man erst kürzlich wieder in einem Bericht der Otto-Brenner-Stiftung nachlesen. Auch in den Chefetagen der ostdeutschen Regionalzeitungen und im öffentlich-rechtlichen Rundfunk sind Ostdeutsche eher unterrepräsentiert. Gleichzeitig werden die Leitmedien der Bundesrepublik wie SZ, FAZ oder Spiegel im Osten kaum gelesen. Das hängt mit ihrer Themenwahl, der Perspektive

und der Sprache zusammen, die abgehoben wirke und auf den Osten wie auf ein fremdes Land schaue. Das war nicht neu, aber es war nach 30 Jahren auch nicht so viel besser geworden. Ich hatte öfter darüber geschrieben. Die Herausforderung war, nicht verbittert zu werden.

Also verbreite ich gute Laune und sage freudig, ich käme gerne in den Presseclub. Am anderen Ende der Leitung in Köln saß eine energische Redakteurin, die fragte, ob ich denn auch die „ostdeutsche Linie“ vertrete. Die ostdeutsche Linie? Also eher Putin-freundlich, meinte sie. Ich sagte, nein, ich halte Putin für gefährlich, dann versuchte ich zu erklären, dass es keine einheitliche „ostdeutsche Linie“ gebe, aber ich merkte, dass die Frau nicht mehr zuhörte. Sie suchte weiter, nach jemandem, der ihren Vorstellungen entsprach.

Ich schrieb ihr noch eine Mail hinterher, in der ich meine Liebe zu Russland, zur russischen Sprache und Kultur erläuterte, aber es nützte nichts.

Ich war ostdeutsch, aber irgendwie schon wieder nicht ostdeutsch genug.